Death is so permanent : Notizen einer kleinen deutschen Reise

Autor(en): **Frisch, Max**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **14 (1946-1947)**

Heft 2

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-758503

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

DEATH IS SO PERMANENT

Notizen einer kleinen deutschen Reise

VON MAX FRISCH

«Death is so permanent.»

In großen Lettern steht es über die Straßen geschrieben, ein Memento, das die Amerikaner an ihre eigenen Fahrer richten; lyrisch im Anruf, praktisch im Zusatz:

«Drive carefully.»

★

Kein Tag vergeht, ohne daß ich urteile, bald so, bald anders; es reißt einen hin und her, und was noch mühsamer ist, es bleibt eine Art von schlechtem Gewissen, das sich selber nicht klar wird, Unbehagen der Verschonten, das uns seit Jahren begleitet und oft so wunderliche Blüten treibt: man macht sich Vorwürfe, daß man überhaupt urteilt.

Warum?

Jedes Urteil, das wir abgeben, enthält auch schon immer das Urteil über uns selber, und davor die Angst: man möchte kein Pharisäer sein. Um nichts in der Welt. Vielleicht ist man aber wirklich einer, vielleicht nicht immer, jedenfalls aber dann, wenn ich besorgt bin um den guten Anschein der eigenen Person, nicht um das Elend, das man vor Augen hat, nicht um die Erkenntnis seiner Gründe.

Ausflucht ins Verzeihen?

Auch das Verzeihen setzt immer schon ein Verurteilen voraus; es ist kein Unterschied im Hochmut, es kommt nur noch die Angst hinzu, daß man sich eines Hochmutes schuldig mache. Man ist dazu noch feige. Man greift nicht zum Messer, weil man sich nicht ins eigene Fleisch schneiden will, indem man urteilt. Man schweigt. Nur daß der Verzicht, sich in das Wagnis eines Urteils einzulassen, noch keine Gerechtigkeit ist, nicht einmal Milde und Güte, sondern einfach unverbindlich und weiter nichts; nun ist aber gerade die Unverbindlichkeit, wie wir wissen, die weitaus allgemeinste Art von Mitschuld.

★

München muß eine herrliche Stadt gewesen sein; man spürt es noch: die grünen Inseln überall, Alleen und Parke; man denkt an gläserne Herbste darin, heiter und weit, an Dämmerungen nach einem sommer-

lichen Gewitter, wenn es nach Erde riecht und nassen Blättern. Ein großer Zug ist überall in dieser Stadt, eine Lebensfreude, die aus dem Süden heraufklingt; eine fast italienische Helle muß ihre Architektur umspielt haben, ihre Pracht, die beglückend bleibt, locker und froh, menschlich — wenn auch manches wie eine Gebärde von Uebermut erscheint, heute, ein versteinertes Frohlocken aus fürstlichen Tagen, sonderbar anzusehen: ein Eroberer zu Pferd, der immer noch in die Leere eines vergangenen Raumes reitet, aufrecht auf einem Sockel von Elend, umgeben von Stätten des Brandes, Fassaden, deren Fenster schwarz und hohl sind wie die Augenlöcher eines Totenschädels. Auch er begreift noch nicht. Aus einem Tor, das unter grünenden Bäumen steht, kommt eine erstarrte Kaskade von Schutt; ein Tor von bezauberndem Barock; es ist wie ein Mund, der erbricht, der mitten aus dem blauen Himmel heraus erbricht, mitten auf die Straße hinaus erbricht, das Innere eines Palastes erbricht. Und die bröckelnden Schwingen eines Engels darüber, einsam wie alles Schöne, fratzenhaft wie alles Erhaltene; es hat das Lächeln eines Irren, unwahrscheinlicher als die Trümmer ringsum, das Schweigen ringsum, das Erstorbene, wenn es von der mittäglichen Sonne beschienen wird, das erschreckend Endgültige.

«Death is so permanent.»

Man spürt ihn auf Händen und Haar, Staub, man schmeckt ihn auf der Zunge, spröde und fade, Durst, das stete Bedürfnis, die Hände zu waschen, man spürt ihn auf entzündeten Augenlidern, noch wenn man ins Grüne der knospenden Bäume schaut; Moder, Tröckne einer steinernen Vergängnis, Verwitterung von abendländischen Jahrhunderten, die verwehen, inbegriffen das unsere: man sieht es noch einmal am eigenen Waschlappen, abends . . .

★

Seit vorgestern wohne ich bei einer deutschen Familie, die ich noch vor sieben Tagen nicht einmal dem Namen nach kannte; ein junges Paar, Ausgebombte, die eben ihren dritten Unterschlupf gefunden haben. Ihre Gastfreundschaft, so ohne Gewicht, erinnert an glückliche Reisen von früher. Nur beim Essen habe ich Hemmungen, da ich keine Karten besitze; unwillkürlich versichere ich jedesmal, daß ich nächste Woche nach Berlin fahre, sobald die Papiere kommen, und habe sie mit solchen Reden schon ernstlich gekränkt. Sie sind froh um jeden Fremden, scheint es, um jede Kunde aus der Welt, die ihnen verschlossen bleibt. Uebrigens fällt es auf, daß die Leute alles, was sie gelegentlich bekommen, sofort verbrauchen; wer weiß, was morgen ist. Noch so, ganz nebenher, spürt man die Bombenjahre; man gibt der Zukunft keinerlei Kredit, nicht einmal über Nacht.

Heute wieder in der Stadt.

Oft geht man zu keinem anderen Zweck: man versucht, die Gewöhnung loszuwerden. Das eigentliche Erschreckende sind nicht mehr die Ruinen, sondern unsere Gewöhnung daran. —

★

Nachmittag in einem Park, wo es nur wenige Bombentrichter gibt; später komme ich ins Gespräch mit einer jungen Frau, die mit der Wehrmacht seinerzeit in Frankreich war, eine werdende Mutter: ihre bitteren Worte über die Besatzung . . .

Nach zwei Wochen:

Die anfängliche Angst, daß man einfach in Mitleid untergehe, und zwar in einer Art von Mitleid, das alles Denken über Bord wirft und nichts verändert, Mitleid, das Millionen von anderen Opfern vergißt und verrät und preisgibt, Mitleid als Ausflucht und Verzicht auf ein gesamthaftes Gewissen: diese Angst erweist sich als überflüssig. Es bestünde die Gefahr, wenn die Leute, deren Elend man in jeder Stunde sieht, nicht sprechen würden. Eine andere Angst, die uns ja schon lange begleitet hat, besteht in der Vermutung, daß der Krieg, der uns erspart blieb, eine menschliche Reife über die leidenden Völker gebracht haben müsse, die uns für immer unerreichbar ist. Auch diese Angst scheint eher übertrieben. Daß es Elend ohne sittlichen Ertrag gibt, Elend, das sich auch im Geist und in der Seele nicht lohnt, eben darin besteht ja das eigentliche Elend, das uferlos ist, hoffnungslos, tierisch und nichts als dies, und jede Verbeugung davor wirkt schamlos, eine Weihung der Bomben, eine Ehrfurcht atavistischer Art, die immer noch auf eine Vergötzung des Krieges hinausläuft; also das Gegenteil unserer Aufgabe, die darin besteht, daß wir das Elend bekämpfen; bekämpfen mit Brot, mit Milch, mit Obst, mit Wolle und nicht zuletzt eben damit, daß wir das Elend nicht als solches bewundern. Und zwar auch dann nicht, wenn der Leidende selber diesen Anspruch an uns stellt. Man kann sich, so schauerlich es ist, auch mit dem Elend brüsten. Schon das spricht gegen den Wert des Elendes. Daß es den Durchschnitt der Menschen verwandle, wenn sie auf Schutt und Asche stehen, das bleibt eine Hoffnung, der neun von zehn widersprechen, und das ist das letztlich Grauenvolle an den Ruinen: wenn sie wirklich die einzige Verwandlung blieben . . .

★

Mein Gastgeber:

«Die Trümmerhaufen waren schon vor einem Jahr, viel schlimmer als heute; heute haben wir Straßen, Licht, Wasser, sogar Straßenbahn, ja — aber damals jubelten wir, daß es endlich zu Ende war, daß man

es überlebt hatte, daß man sprechen dürfte. Aber es ist niemand da, der spricht, fast niemand. Es sind zu wenige, die es überlebt haben ... Schon meine nächsten Bekannten, sehen Sie, man dachte all die Jahre lang, vielleicht schweigen sie nur unter dem Druck der Gefahr; aber auch heute, wenn man offen mit ihnen spricht, schweigen sie. Und sie merken sich nur, was man ihnen sagt, und wenn die Amerikaner abzögen, wären wir in einem Tage erledigt. Was sollen wir tun? Wir stehen auf verlorenem Posten, hier wie draußen in der Welt, wo man uns als Deutsche behandelt. Mit Recht. Und hier, als Nachbarn eines Parteimannes, hier, wo man nur mit Ausländern vernünftig reden kann, sagen Sie mir, was Sie tun würden? Ich meine nicht die Hindernisse, die Sie selber schon kennen, das Anstehen jeden Tag, der zertrümmerte Verkehr, die Ernährung, den Umstand, daß dieses Kind in seinem ganzen Leben noch keinen Apfel bekommen hat, keine Frucht, nicht den Umstand, daß wir schon dreimal unsere Wohnung haben aufgeben müssen, während andere haben bleiben können, weil sie einen großen Posten in der Wirtschaft bekleiden, solche, die eben durch die Partei auf diesen Posten kamen — das alles, sehen Sie, es macht müde, stumpf, gleichgültig; aber was das Entscheidende ist: wir stehen noch immer vor den gleichen Gesichtern, die uns im Felde draußen zwiebelten, und wie sie uns zwiebelten! Heute weiß ich es: vor einem Jahr, als wir die Waffen noch in der Hand hatten, da hätten wir schießen sollen, hängen sollen, so viele Laternen es in Deutschland gibt, nur waren wir müde, nur hatten wir das Grauen satt; aber heute fehlt sie uns auf Schritt und Tritt, die Säuberung aus eigner Kraft, die Revolution, die uns allein hätte retten können. Es war die letzte große Möglichkeit; wir warteten, bis die Amerikaner uns gefangen nahmen. Es war eben nicht, wie wir uns einbildeten, o nein, es war nicht die Mehrzahl, die gegen Hitler stand, nicht einmal die Hälfte, nicht ein Drittel, nichts, was uns als Volk freispricht. Das ist es, was zum Verzweifeln ist. Verstehen Sie? Es hat sich nicht gelohnt, daß man das alles überlebt hat ...»

★

Gestern in einer Buchhandlung.

«Durchgang auf eigene Gefahr.»

Man tritt in eine Katakombe voll Dämmerung, Lärm von einem Bagger, Lampenschein, Wolken von Staub. An den Wänden hangen ein paar Drucke von der Sixtinischen Kapelle. Auch hier, wie meistens, sind die Fenster mit Brettern verschlagen, kein Glas. Auf einem langen staubigen Tisch liegen zwei Zeitschriften, eine davon unverkäuflich. Was weiter? Ein paar gewöhnliche Kalender. Und Buchzeichen, das ist ungefähr das einzige, was man kaufen kann; Löffel und Gabel für

die Hungernden. Ferner eine kleine Leihbücherei; ich greife heraus: Kipling, eine Gartenlaubenovelle, eine Kantate zum Jubiläum der Zürcher Universität, Jahrzahl 1914. Das einzige neue Buch, das ich bisher erblickte, sind die Gedichte von Werner Bergengruen, beidemal unverkäuflich. Man denkt daran, wie in unserem Lande gedruckt, verlegt, gestapelt wird: fünf Stunden von hier, wenn man mit dem Wagen fährt. Um nicht als Gaffer umherzustehen, spiele ich mit, frage nach einer bestimmten Zeitschrift; man schaut mich an, als hätte ich den Regenbogen vom Himmel verlangt. Nach und nach fragt man sich wirklich, was die Leute an diesem Ort eigentlich wollen; Frauen mit Rucksack, Herren, Mädchen, Landser mit Schirmmütze, sie erinnern mich an die Gestalten bei Thornton Wilder, die Milch schöpfen ohne Kessel, ohne Milch, ohne alles, einfach als Pantomime . . .

Draußen an der Isar:

Neger mit einem deutschen Mädchen. Sie liegen in der Wiese einer öffentlichen Anlage. Der Neger blickt gelassen vor sich hin, rückwärts auf seine beiden Ellbogen gestützt, pflanzenhaft, während die kleine Blonde sich über ihn beugt, trunken, als wären vier Wände um sie.

★

Heute morgen, als ich in die Stadt will, stehe ich plötzlich vor einem Stacheldraht, der rings um das ganze Quartier verläuft, etliche Kilometer lang, ein Geschenk der Nacht; deutsche Kriegsgefangene, die unter Aufsicht arbeiten, verknüpfen gerade noch die letzten Rollen. Wachen mit Gewehr. Es heißt, die Amerikaner werden das ganze Quartier beschlagnahmen; andere vertrösten sich, es werde nur um einzelne Häuser gehen. Allerlei Gerüchte, die während des ganzen Tages nicht aufhören, Erregung, Erbitterung, Schweigen, Panzerwagen an den Ausgängen, Maschinengewehre mit blanken Gurten.

★

Einmal mehr erzählt man mir vom Vandalismus der amerikanischen Soldaten. Ein schöner alter Sessel, der ihnen im Wege stehe, ratsch mit dem Fuß, und entzwei ist er, den Rest brechen sie übers Knie und feuern damit, während es Frühling ist. Und derlei mehr. Zigaretten auf dem Teppich, sie schneiden sich Halstücher von dem einzigen erretteten Stoff einer Hausdame . . .

Gesehen habe ich das nicht.

Immerhin kann ich es mir vorstellen, nachdem sich an der Grenze, als der amerikanische Jeep uns abholte, das Folgende abspielte: Unser Fahrer sollte sieben Kanister aufladen, leere, die offenbar ein anderer Amerikaner beim schweizerischen Zoll hinterlassen hatte. Es waren

noch sehr schöne Kanister, und man bedenke, daß diese Dinger für die Armee sozusagen ein Hausgerät sind, das sie braucht wie Löffel und Teller. Sieben Kanister, das elende Geschepper bis München, dazu konnte sich unser Boy nicht entschließen; er nahm die Kanister immerhin zur Hand, da die Schweizer darauf beharrten, er türmte sie gelassen auf den Kühler, und als wir ihn fragten, ob dieser Turm sich halten werde, lächelte er, kauend. Der biedere Ernst unseres eidgenössischen Wachtmeisters galt bis zum Schlagbaum, und so weit hielt auch dieser blecherne Turm — dann aber, wie zu erwarten war, kollerte ein Kanister nach dem andern über das nächtliche Straßenbord, endlich auch der letzte, so daß unseren Boy nichts mehr hinderte, mit Vollgas und heiterem Gewissen loszufahren.

Okay!

Die Leute haben keinen Begriff, daß ein Land oder sogar ein Erdteil sparen muß. Was kaputt ist, kostet Geld; aber herstellen kann man es immer wieder, es fehlt nicht an Rohstoff und nicht an Fabriken — drüben —, und daß sie keine Barocksessel herstellen können, daran denken sie offenbar nicht immer, und das ist allerdings ärgerlich, für die Betroffenen sogar zum Verzweifeln, aber noch lange kein Anzeichen von Rache, glaube ich; denn daß die früheren Sieger oft ähnliches machten, daß sie Teppiche und Kühlschränke nach Hause schickten, Pelze, Bilder, ganze Büchereien, nicht einmal so weit denken sie, gerade die Ueberseer nicht . . .

★

Ein junger Amerikaner:

«Sie sind immer enttäuscht, wenn wir ihnen mit Zwang begegnen. ‚Wenn das nun die Demokratie ist', sagen sie, ‚dann müssen wir nichts lernen; dann hatten wir sie schon eh'. Sie haben uns als Befreier begrüßt; wo bleibt nun die Belohnung? Wir bringen Benzin, aber keine Demokratie. Viele leben ganz offenbar in der Ansicht, Deutschland habe allein durch den Umstand, daß es den Krieg verlor, die Freiheit verdient, die es selber nicht zustande brachte. Sie sehen sich betrogen. Sie betrachten uns nicht als Sieger, denn dazu müßten sie ihre Niederlage zugeben, sondern als Heilsarmee, die versagt.»

Ein anderes Mal:

«Die Deutschen fragen immer nur dann nach Demokratie, wenn sie im Dreck sind, und dann soll sie ein Zaubermittel sein. Wenn es ihnen ordentlich geht, so haben sie es im Ernst noch niemals versucht. Ich weiß nicht, was sie von uns alles erwarten. Schon ihre Erwartungen sind so unmenschlich; sie sind enttäuscht, wenn wir Fehler machen. Im Grunde ist es immer noch ein Wettrennen mit Hitler, ob er es für sie nicht besser machen würde als wir, und wenn wir nach ihrer Mei-

nung manchmal verlieren, so nehmen sie es uns übel, daß wir ihn dennoch geschlagen haben: als wäre es unsere Aufgabe, ihnen das Leben einzurichten, als wären wir ihr Diener oder ihr Vormund. Ich habe Deutsche gesprochen, die es uns als Verbrechen anrechnen, daß wir nicht eher gekommen sind und unsere Soldaten opferten, um ihnen die Freiheit sicherzustellen. Es ist ein Witz. Daß sich eine Armee nicht aus dem Lande ernährt, das sie besetzt, scheint ihnen nichts als selbstverständlich; aber erst seit einem Jahr. Wenn wir ihnen helfen, so sind sie vernünftig genug, es als Geschäft anzusehen, und wenn die Einrichtung unserer Hilfe mangelhaft ist, so betrachten sie es nicht als ein versäumtes Geschäft, also zu unserem Schaden, sondern als eine versäumte Menschenpflicht, also zu ihrem Schaden. Alles und jedes, was wir Rechtes und was wir Falsches machen, beziehen sie auf sich. Ich denke aber nicht daran, mein Leben lang hierzubleiben, damit wir ihnen das bißchen Demokratie bewachen, die hierzulande nicht selber stehen kann. Demokratie ist kein Heilmittel, sondern eine Umgangsform zwischen Gesunden; das beweisen die letzten Jahre, wo der Krieg auch unsere Völker zwang, die Demokratie einzuschränken. Ob Demokratie sich aus dem Elend gründen läßt, man kann grundsätzlich daran zweifeln.»

Ich fragte ihn, was denn geschehen soll.

«Das weiß ich nicht.»

Er zuckte die Achseln, kauend, lächelnd:

«Wenn mir einer an die Gurgel springt und ich schlage ihn zu Boden, so tue ich das nicht, weil ich mich als seinen Lehrmeister betrachte, weil ich mir einbilde, daß ich ihn ändern könne, oder weil ich ihm beweisen will, daß ich selber keine Fehler habe — sondern ich tue es, damit er mich nicht erwürgt.»

★

Ein Mann, der mir eine Nachricht mitgeben möchte, die zu seinem Bruder nach Santiago soll, suchte mich in der amerikanischen Messe auf: sein stilles Gesicht mit allen Zeichen des langen Hungers, während ich selber Gast bin, so daß ich ihm nicht einmal anbieten kann, und während ich selber von der Tafel der Sieger esse . . .

«Das ist ja klar», sagt er, «daß Sie mir an diesem Ort nichts anbieten können, ich bin ja auch nur wegen dieses Briefes gekommen, ich werde schon noch etwas finden.»

Sein Bruder ist in Dachau gewesen. Seine Frau ist nach einem Luftangriff gestorben, Herzschwäche. Sein Sohn ist von Polen überfallen und im Wald erschlagen worden. Er selber ist krank; mit fünfzig Jahren an die Karpaten, Winter, jeder zweite Mann in ihrer Kompagnie sollte erschossen werden wegen feigen Verhaltens vor dem

Feind, im letzten Augenblick konnten sie beweisen, daß sie ihre Gewehre nicht weggeworfen hatten, denn die Kompagnie, als sie ausrückte, hatte wirklich nur zehn Gewehre, und man hatte ihnen befohlen, sie müßten warten, bis die Vorderen gefallen sind.

«Ich wußte von Dachau, weil mein Bruder dort war, von Oranienburg, weil ich das Buch von den Moorsoldaten gelesen habe, aber von allen anderen nichts — ja, man kann es selber nicht mehr glauben, wozu man fähig war; ich gebe es zu, man wurde einfach zu müde, jahrelang zu denken, daß alles gelogen sein könnte. Wir hörten immer den Schwarzsender, bis er einmal von München redete, Dinge, die wir nachprüfen konnten, und wir wußten, daß sie in keiner Weise stimmten — das war ein Schlag, verstehen Sie, es hatte keinen Sinn, daß man weiterhin seinen Kopf wagte, um ebenfalls nur Lügen anzuhören . . .»

Der erste bisher, der sich nicht beklagt, sondern klagt über das Ungeheure, was geschehen ist, nicht über das Jetzt, der entsetzt ist, wie unsicher er hatte werden können. Ich begleite ihn noch ein Stück. Er ist ein Arbeiter. Er erzählt mir seine Liebhaberei von früher.

★

Immer wieder, obschon sich die Scham natürlicherweise wehrt, immer wieder gibt es Ruinen von einem makabren Zauber, schön, vor allem farblich: das blasse Terrakotta von Backsteinen, die ganze Halden bilden, Bläue darüber, manchmal eine ganze Wand mit verblaßten Tapeten, vier oder fünf Stockwerke übereinander, alle mit anderen Farben, dazu die schwarzen Ornamente von Brand, Zungen von Ruß, Fenster voll Ferne und ziehendem Gewölk, Frühling; oft blickt man von einer Straße in die andere hinüber, plötzlich, wenn auch durch ein Netz von rotem Rost, es sind Reste einer niederhängenden Decke, Eisenträger, wie Schlangen geschlungen, plötzlich sieht man die Liebfrauenkirche, auch sie ein offener Raum voll mittäglicher Sonne, Stille mit schwirrenden Vögeln darin, wie ein Gast steht ein einzelner Pfeiler in der Mitte, wie ein Heimkehrer, der sich umschaut, Ansätze eines Gewölbes, Fetzen einer Malerei, die plötzlich an die Sonne kommt, das Dach ist ausgebrannt, teilweise noch als Gerippe vorhanden, klar, sauber und kahl wie das Skelett eines lange ausgestorbenen Sauriers. Und auch hier sieht man wieder auf der anderen Seite hinaus: Kamine, die stehen geblieben sind, eine Badwanne ganz oben, Fenster voll Bläue und ziehendem Gewölk, und immer so weiter, es ist eine Transparenz, der kaum ein Haus widersteht, obschon man geht und geht. Nur wenn man eine Straße entlang schaut, gibt sie noch einmal den Anschein, wie es war, und man meint, man habe nun eine erhaltene Straße gefunden; aber auch hier, wenn man hineingeht, klafft es auf

beiden Seiten, man sieht durch die Fassaden hindurch, es ist ein Traum bei hellichtem Tage, ein Spuk, der uns äfft mit seinen Verkürzungen, an Ort und Stelle ist es immer das gleiche Bild, fast immer, eine Stadt, aber geräumig und schütter wie ein Herbstwald. Wäre es ein Erdbeben gewesen, ein Werk der blinden Natur, man könnte es begreifen; man könnte es hinnehmen . . .

Odeonsplatz:

Ein Krüppel bietet die ersten Spielsachen feil, Affen aus Stoff, die man über die menschliche Hand stülpen kann.

Morgen ist Ostern.

★

Eine Angst, die man schon zu Hause hatte und die sich hierzulande immer wieder ins Unüberwindliche erhöht: die Angst vor jeder Aussage. Denn jede Aussage, auch wenn man sich aller sprachlichen Vorsicht bediente, hat schon als solche immer das Gefälle zu einer Verallgemeinerung, die man nicht verantworten kann. Das Gefühl, es gebe in diesem Lande nichts, was nicht möglich ist, und nichts, wovon man nicht auch das Gegenteil, wenn man Geduld hat, mit eigenen Augen sehen kann. Eben daran verrät sich ja das Chaos, das wir feststellen können, aber nicht auszuhalten vermögen; der unwiderstehliche Drang, dennoch einen Nenner herauszufinden und wenn er noch so zufällig ist, noch so nebensächlich, eine persönliche Erfahrung hinzustellen als Gesetz; aber im Grunde ist alles, was man in diesen Tagen denkt oder aufschreibt, nichts als eine verzweifelte Notwehr, die immerfort auf Kosten der Wahrhaftigkeit geht, unweigerlich; denn wer im letzten Grunde wahrhaftig bliebe, käme nicht mehr zurück, wenn er das Chaos betritt — oder er müßte es verwandelt haben.

Dazwischen gibt es nur das Unwahrhaftige.

★

Vor Frankfurt:

Wagen eines ausgebrannten Zuges, den die Flieger erwischt haben, liegen neben dem Damm; der rote Rost unter blühenden Kirschbäumen: Zauber der Farben, er ist wie ein Unkraut, das überall wuchert und keine Stätte verschont; Schönheit kümmert sich um nichts, sie eignet sich alles an, auch das tödliche Gerippe im Löwenzahn . . .

★

Wenn man zerstörte Dome sieht und ganze Brücken: Ob das wirklich der einzige und der nächste Weg zum Siege war? — Es sind Engländer gewesen, die schon während des Krieges, wie ich mich

erinnere, sich selber diese Frage stellten. Sicher war es nicht der nächste Weg zum Frieden.

★

Man hält uns zum Narren, hin und her, siebenmal zeige ich die amerikanische Order, die mich nach Berlin schickt. Was will man mehr? Nur eine russische Uebersetzung muß ich noch haben, damit mich die Wachen, wenn wir in die russische Zone kommen, nicht aus dem Zug holen. Es ist zwar ein interalliierter Zug, völkerrechtlich einer Gesandtschaft gleich; aber man empfiehlt mir Vorsicht. Suche nach dem russischen Verbindungsoffizier. Er spreche nur Russisch. Das glaube ich nicht, ich zeige meine amerikanische Order, entfalte sie, lege sie auf den Tisch und warte auf den Bescheid. Es bleibt dabei: er empfange nur Russen.

Zurück zu den Amerikanern.

Achselzucken, Bedauern . . .

In der gleichen Woche, so erfahre ich später, versuchte es eine deutsche Frau, die überhaupt keine Papiere hatte; man warnte sie unter Hinweis darauf, daß sie eine Frau sei. Sie ging an den Schlagbaum, sagte, daß ihr Vater in Weimar lebe und daß sie ihn besuchen wolle. Man schickte sie ins nächste Dorf, wo sie nach dem russischen Kommandanten fragen solle. Sie ging, mutterseelenallein, fand den Kommandanten draußen auf einem Feld, wo er mit dem Pflug arbeitete. Sie sagte, daß ihr Vater in Weimar lebe und daß sie ihn für eine Woche besuchen möchte, Papiere hätte sie keine. «Was hast du in deinem Koffer?» fragte der Russe. Sie sagte es. Sehen wollte er es nicht, trat an seine Pferde und ließ sie gehen, und nach einer Woche kehrte sie in die amerikanische Zone zurück.

So viel zum «eisernen Vorhang».

★

Wenn man in Frankfurt steht, zumal in der alten Innenstadt, und wenn man an München zurückdenkt: Frankfurt ist zerstört, München ist nur verletzt. Ich habe beide Städte nicht gekannt. München kann man sich vorstellen, Frankfurt nicht mehr. Eine Tafel zeigt uns, wo das Goethehaus stand: Historical Monument. Es erinnert mich an die Berge; schmale Ziegenwege führen über die Hügel von Geröll, und was noch steht, das sind die bizarren Gendarmen eines verwitterten Grates, einmal eine Abortröhre, die in den Himmel steht, drei Anschlüsse zeigen, wo Stockwerke waren. Hier war der berühmte Roßmarkt. Daß man nicht mehr auf dem alten Straßenboden geht, entscheidet den Eindruck: die Ruinen stehen nicht, sondern versinken in ihrem eigenen Schutt. Und alles vergrast. Vom alten Römer steht noch

eine Attrappe. So stapft man umher, die Hände in den Hosentaschen, weiß eigentlich nicht, wohin man schauen soll, einmal ragt ein steinerner Bogen, Kämpferhöhe gleich Schutthöhe, Renaissance, und es fällt auf, daß alle Profile vollkommen verweicht und verschwommen sind; das komme von der Hitze, sagt man mir. Im übrigen ist es, wie man es von Bildern kennt; aber es ist. Und allein darin besteht das Erlebnis, das aufs äußerste ernüchtert. Es bleibt dabei. So wie ein Todesfall. Da ich immer noch unschlüssig stehe, fragt mein Begleiter, ob ich Mannheim schon gesehen habe, Nürnberg, Pforzheim, Würzburg . . .

Am Abend zurück nach München.

Nach einem Menschenalter, wenn weitere Kriege vermieden werden, kann München wieder eine Stadt sein, die der früheren durchaus verwandt bleibt; Frankfurt ist vorbei.

★

Ende eines Traums:

Unser heimatlicher See, Meerschiffe, die, wie ich behaupte, von Frankfurt kommen, eine Art von Ueberschwemmung, die stieg, während ich verreist war, und immer noch steigt, aber so, daß sie die Schiffe nicht hebt, sie ragen nur noch als Maste heraus, als fahrende Wimpel, wobei ich mich frage, wie die Passagiere leben können; ich möchte nach Küsnacht wegen der Kinder, überall Schilf, das Wort: Sintflut, bewußt als Wort, ein Wirbel mit vielen Ameisen darin, kreisend, später steigen wir auf einen Berg, ein rötlicher Fels, der unter uns zerbröckelt, Steinschlag unter jedem Schritt, unvermeidbar, es sind Backsteine, Schutt, Gefühl von Zähnen, die nicht mehr halten, Schrecken, daß man sie alle herausbeißt, Auflösung auch im eigenen Kiefer . . .

Beim Erwachen vollkommen zerschlagen.

★

Ich ertappe mich, daß ich immer wieder, wenn sich alles in Grauen auflöst, an die Isar pilgere: das Wasser ist wie überall, unzerstörbar, es quirlt, es schäumt, es glitzert die Sonne darin, es ist das einzige, was nicht entformbar ist.

Eine alte Frau mit einem Bein.

Auf einer Wiese spielen sie Fußball, alle mit bloßem Oberkörper, andere sitzen am Ufer, reihenweise wie Möven, sie stützen die Ellbogen auf ihre Knie und dösen vor sich hin, Herren in guten Anzügen, denen man ansieht, daß sie nicht mehr auszuwechseln sind, Rucksäcke dazu, Schuhe wie Zunder . . .

Werktag.

Einmal, in einem Trichter mit Schutt und verrosteten Büchsen, sehe ich einen deutschen Helm mit Tarnanstrich; ich kann nicht umhin, ihn aufzunehmen. Was soll man schon sehen daran? Er ist leer, und die Form kennen wir von hundert Bildern, die jahrelang an unseren Kiosken hingen, jahrelang mit jungen und singenden Gesichtern darunter. —

★

Bankett in der amerikanischen Messe.

Ein deutscher Kommissar:

«Der Film zeigt uns das Elend der Flüchtlinge, eine Tragödie, die erst heute in ihrer ganzen Tragweite beginnt . . .»

Und was in all den dreizehn Jahren geschah?

Sie lesen es, aber sie wissen es noch nicht, und vielleicht ist es einem Menschen überhaupt nicht möglich, daß er zu Zeiten, da er selber im Elend steckt, sich das Elend verwirklichen kann, das anderswo stattfand und die Ursache seines eigenen ist. Es ist eine Forderung, die man bestenfalls an Einzelne stellen kann, nicht aber an die große Zahl. Wenn ich in einer Lungenentzündung liege, was bedeutet mir der Unfall im Nachbarhaus; ich höre die Nachricht, aber sie erreicht mich nicht. Es ist nicht ohne weiteres wahr, daß der Elende am besten den Elenden begreift. Leider nicht. Sonst begriffen sich heute mindestens die Völker von Europa. Viele sind ehrlich entsetzt, daß die deutsche Ehre besudelt ist, und geben es in diesem Sinne zu; aber auch das ist eine höhere Art von Selbstmitleid. Andere verweisen auf ihr eigenes Elend. Solange dieses sie beherrscht, wie sollen sie zur Erkenntnis jenes anderen Elendes kommen, das Deutsche über die Welt gebracht haben? Ohne diese Erkenntnis aber, die weit über die bloße Kenntnis hinausgeht, wird sich die allgemeine Denkart nicht verwandeln, und solange sich diese Denkart nicht verwandelt, werden sie nicht ein Volk unter Völkern sein. Auch das Elend wird mancherorts als Zeichen genommen, daß man ein auserwähltes Volk ist; weswegen die Judenfrage, die wesentlich eine deutsche ist, durchaus nicht vergessen wird. Es spielen hier sonderbare Bezüge. Solange sie sich aber als auserwähltes Volk betrachten, gibt es nur zweierlei: Weltherrschaft oder Elend, und die Weltherrschaft wurde versucht, das Elend ist da, und daß es nun eben dieses Elend ist, was eine Verwandlung dieser Denkart abermals verhindert, das ist der unselige Kreislauf, ein Wirbel, der früher oder später fast jedes Gespräch verschlingt.

Eine Sudetendeutsche neben mir:

Sie erzählt mir, wie grausam sie von den Russen behandelt wurde. Da ich es nicht gesehen habe, kann ich es nicht verneinen und nicht bejahen. Und wie gemein die Tschechen sich verhalten, das verstehe

sie nicht. Ich gebe zu, daß wir auch anderes erhofft haben als jene Verschickungen. Denn die Tschechen hatten es gut unter den Deutschen, sagt sie, sie konnten arbeiten, studieren, sie hatten zu essen. Und wie jammervoll, was nun der deutschen Jugend bevorsteht, die so viel Gutes in sich birgt! ... Ich sage ihr, auch wir hoffen auf die deutsche Jugend ... Nehmen wir an, die junge Frau wisse nichts von Heydrich, nichts von Lidice; es ist vieles möglich. Sie hatten zu essen, die Tschechen; aber allein der Umstand, daß sie nicht Herren im eigenen Hause waren, daß eine fremde Besatzung durch ihre Straßen geht, Deutsche, die dort nichts verloren hatten, allein das ...

Sie schaut mich an:

«Glauben Sie mir, mein Herr, was eine fremde Besatzung ist, das wissen wir!»

★

Man sollte erreichen, daß junge Deutsche ins Ausland können, jeder ein halbes Jahr. Sie wohnen in einem Kerker, wo es nicht möglich ist, daß sie zu einer Uebersicht kommen, zu einer Einordnung. Wir kennen Fälle, wo solche Leute schon nach einem Vierteljahr, das sie außerhalb von Deutschland verbrachten, wesentlich anders dachten. Dann wieder zurück. Denn es ist sicher, daß der Deutsche nur von Deutschen lernen kann; auch wir gehen in die Luft, wenn uns ein Ausländer sagt, was einzusehen und auszusprechen unsere eigene Aufgabe gewesen wäre, und dabei sagen sie es uns nicht einmal als Sieger.

★

Anderseits:

Millionen von ihnen, die sich keine Uebersicht machen können, sind während des ganzen Krieges im Ausland gewesen. Was hat es verändert? Andere sind schon als Kinder draußen in Norwegen und Holland gewesen; später kamen sie als Fallschirmler wieder, versehen mit Sprachkenntnis und Ortskenntnis. Glauben wir wirklich, daß sich ein Volk nach unserem Gefallen verändert? Es gab eine Jugendbewegung, Lagerfeuer, eine schwärmerische Brüderschaft aller Völker, Segelschiffe, die sie mit jugendlicher Begeisterung um die halbe Welt steuerten, Wanderburschen in Italien, Wanderburschen in Griechenland, Werkstudenten, die das ganze Amerika durchquerten; es fehlte ihnen nicht an Kenntnis der Welt. Wenn wir die Welt wieder öffnen, glauben wir wirklich, daß wir damit auch schon die Tore zum Frieden öffnen, oder glauben wir nur daran, weil man zur Verzweiflung meistens zu müde ist?

★

Gesang lockt mich in eine Kirche. —

Kühle und Dämmer, der die Zerstörung mildert; die hohen Fenster

sind wieder mit Brettern verschlagen, Staub, an einem Draht hängt eine Glühbirne in den Raum, und nur die Geistlichen, die vor einem Vorhang aus braunem Sacktuch knien, leuchten in ihren unversehrten Gewändern; Murmeln und Gesang, manchmal hört man wieder den Lärm eines Baggers, Gebet der Gemeinde; der Altar ist von grünen Tannen umstellt, das Gestühl ist aus frischem Holz, Bänke wie in einer Gartenwirtschaft. Als die Gemeinde sich wieder setzt, trete ich hinter dem Pfeiler hervor, wo ich eine lange Tafel der Gefallenen las, setze mich ebenfalls, dankbar für den Platz. Die Orgel verfügt noch über drei Töne, die sie wechselweise strömen läßt, eine Mischung zwischen Litanei und Sirene. Vor mir ein Landser; ich bemerke ihn erst, als er sich erhebt, noch einmal knickst und auf Zehenspitzen hinausgeht . . .

Noch oft sieht man ihre graugrüne Schirmmütze, verwaschen, zerschlissen, manche tragen sie zur bürgerlichen Kleidung, weil es ihr einziger Hut ist; andere haben überhaupt keine bürgerlichen Kleider mehr, Ausgebombte, dann gehen sie in den langen und ehemals währschaften Mänteln des Heeres, allerdings ohne Gurt, ohne Winkel, ohne Wappen. Nur mit dem breiten Kragen, den sie im russischen Winter um die Ohren stellten; dazu eine Ledermappe, beispielsweise, oder ein Korb zum Einkaufen; Schemen, die umgehen, Opfer eines Spuks, Verirrte, die von einem Kriegerdenkmal heruntersteigen, weil sie Durst haben oder weil sie immer noch ihre Familie suchen, vielleicht auch Zerstörer von anderen Familien, das weiß man nicht; ich schaue ihnen nach, jedesmal, ohne klares und entschiedenes Gefühl . . .

★

Wenn man den Stummel seiner Zigarette wegspuckt und es bückt sich ein alter Herr danach, einer, der seit fünf Minuten neben mir herging . . .

Man ist jedesmal wieder betroffen.

Als ich über die Straße gehen will, gleichsam fliehend, kommen sechs Wagen mit deutschen Kriegsgefangenen, die stehen, die durch die Stadt gefahren werden, möglicherweise ihre Vaterstadt; hinten sitzt je ein Amerikaner mit Helm und Gewehr, und es hilft nichts, daß man sich auf Ursachen und Folgen besinnt: der Anblick bleibt erregend, beklemmend, beschämend, es sind Menschen, wieder umzäunt und gepfercht und verfrachtet wie Vieh . . .

★

Was hilft mir die Adresse in der Hand, wenn dort, wo die gesuchte Hausnummer folgen soll, nicht einmal mehr eine Fassade steht . . . Gestern schon war ich hier; als Anfänger hatte ich sofort aufgegeben,

zu Unrecht; heute aber, gewappnet mit neuem Rat, frage ich im Nebenhaus, und man führt mich wirklich in einen Hof, dann durch eine Werkstatt, wo die Decke niederhängt wie ein Baldachin, und wieder ein Hof, dann ein Treppenhaus, eine Erklärung — ich bedanke mich und steige hinauf, bis ich auf einem Podest stehe, wo es keine Stiege mehr gibt; schaue hinauf, sehe noch drei solche Podeste über mir, aber durch keine Treppenläufe mehr verbunden, und darüber den Himmel, Bläue mit ziehenden Wolken, Frühling. Es riecht nach Aborten, die offenbar keinen Anschluß mehr haben an den Kanal, aber dennoch benutzt werden; die Ruine ist also bewohnt, ich gehe eine Stiege hinab, schaue mich um, endlich klopfe ich an eine Tür und warte, und später, da niemand sich meldet, drücke ich einfach auf die staubige Klinke und öffne die Türe: nun sehe ich wieder auf die Straße hinunter, eine Runse von Schutt, Balken darin, ich vermute eine Luftmine, und da ich es gesehen habe, mache ich die Türe wieder zu, versuche es bei der nächsten:

«Schön», sagt der Herr, «daß Sie kommen.»

Briefe, Grüße . . . wir selber kennen einander nicht, ich berichte ihm von seinen Fachgenossen, er hat keine Ahnung; zeitweise ist es, als träfen wir uns im afrikanischen Busch, er hört, nickt sonderbar zwischen Neugier und Ferne, zwischen brennendem Verlangen, zu hören, und Angst, daß man aus allem nur die eignen Versäumnisse hören werde. Das Zimmer, wo wir uns eine Stunde lang unterhalten, ist vollkommen bewahrt, Zimmer eines Gelehrten; das Fenster steht offen, ein köstlicher Tag über den einsam erhaltenen Kaminen . . .

Noch habe ich zwei Zigarren.

«Ach ja, die Schweiz, die freie Schweiz!»

Plötzlich fühle ich mich müde, und das Gespräch, als er nach meinen Eindrücken fragt, wird auch nicht erfrischend. Lechzen wir nach Zerknirschung der andern, damit wir uns selber unschuldig vorkommen? Allerdings lechzen wir nach einem Bekenntnis, das uns zu neuem Vertrauen und zur Liebe befreit; die bloße Rechtfertigung, die man aus hundert Mündern hört, vermag es nicht: sie setzt uns zum Richter, der freisprechen soll, und wenn wir uns nicht entschließen können, machen sie uns den Vorwurf, daß wir richterlich sind. —

«Ja», sagt er, «auch ich habe mich gerechtfertigt.»

Beide betroffen, und dann:

«Sagen Sie mir noch eins . . .»

Wir stehen bereits auf der Schwelle, geben uns die Hand, als er, ein Herr mit grauen Haaren, einen unbekannten Ausländer fragt:

«Warum sind wir Deutsche so ein gräßliches Volk? Sagen Sie es mir. Warum eigentlich?»

★

Selbstekel. —

Ein andermal war es eine junge Frau:

«Sagen Sie mir einen Ort in der Welt, wo man unsereinen aufnimmt. Chile? Australien? Mexiko? Ich kann hier nicht leben, sehen Sie, nicht unter Deutschen. Ich werde kein Kind auf die Welt bringen, wenn es in diesem Land aufwachsen muß, es hat keinen Sinn, das deutsche Volk wird sich nicht ändern, nie; schauen Sie es doch an: heute in seinem Elend und Jammer, nicht einer ist Mann genug, daß er dazu steht, keiner ist schuld, keiner gibt auch nur zu, daß er auf die falsche Karte gesetzt hat, daß er mit Begeisterung daran glaubte; wir sind ein Volk von Kriechern, treulos bis in die Knochen — ich selber bin Deutsche, allein der Gedanke daran ekelt mich.»

★

Oft hat man die Empfindung, daß die einzige Zukunft, die unserem Erdteil noch möglich ist, wirklich bei den Verzweifelten liegt, nicht nur hierzulande; aber es fragt sich, wieweit der Selbstekel, der zum Anhören ebenso erschütternd wie peinlich ist, fruchtbar werden kann, das heißt, wieweit er ein Vorbote wirklicher Erkenntnis ist, die wir als Verzweifelte eigentlich schon haben, aber noch nicht annehmen. Wir übertreiben sie ins Maßlose: damit sie uns selber unglaubhaft wird. Das aber wäre wieder die Ausflucht in einen Ueberschwang, der uns niemals verändert.

★

Gesellschaft am Abend.

Wir bekommen Brandy von einem jungen Amerikaner, der Geburtstag hat; es gibt Musik, Tanz, Umarmungen, Küsse, es sind lauter Menschen mit den Manieren einer guten Gesellschaft, spürbar noch jetzt, da wir verzichten darauf . . . aber der Brandy reicht nicht. — Plötzlich entsteht ein Gespräch, laut und leidenschaftlich, zwischen einem Amerikaner und seiner deutschen Freundin: wieder die Schuldfrage, wieder die ganze Kette von unsicheren Begriffen, die jedesmal in eine heillose Verwirrung führen. Es hilft nichts, daß jemand aufsteht:

«Jetzt hört schon endlich einmal auf!»

Das möchten eigentlich alle. Aber das Gefälle ist da, noch wenn sie schweigen, und es rettet auch den Abend nicht, als der amerikanische Gefreite es mit einem Spaß versucht, es mischen sich andere ein, es spalten sich Gruppen, alles redet übers Kreuz, man hat Mühe, daß man seinen Partner hört, und auch das Schweigen verschafft keinen Rückzug, im Gegenteil, gerade als Schweigender wird man von jedem angefordert, der an seinem bisherigen Partner verzweifelt.

Ein babylonisches Gespräch. Drei und vier Stunden lang. Und nur der junge Amerikaner mit dem Geburtstag, ein knabenhafter Leutnant, der nichts als Englisch versteht, er allein bleibt außerhalb; denn er schläft auf den Knien eines Mädchens, zufrieden und mit offenem Mund, während das Mädchen aufrecht in einem langen und melancholisch verbrauchten Abendkleid sitzt und mir erzählt, wie sie damals bei der Gestapo empfangen wurde, als sie nach ihrem Vater fragte. Es ist immer, als hätte man alles schon gehört, aber noch nie ganz begriffen. Und mit dem anderen Ohr höre ich immerfort den Amerikaner, der offenbar entschlossen ist, für diesmal über jede persönliche Zuneigung hinwegzugehen:

«Wenn Du nicht schuldig bist, wie du sagst . . .»

«Ich bin nicht schuldig!»

«Warum ereiferst du dich denn?»

«Weil es Quatsch ist, was du redest! Es ist einfach nicht wahr! Ihr alle, ich weiß, ihr könnte es einfach nicht verstehen, keiner von euch, auch du nicht . . . Wenn wir alle daran schuldig wären, wie sollte man noch eine Stunde leben können!»

«Indem man es einsieht . . .»

«Erhängen, ja, erhängen kann ich mich, und heute noch!»

Später erscheint auch noch der alte Herr, der natürlich hinter der Schiebetüre nicht schlafen kann. Der kleine liebe Schwips, der ihn vor vier Stunden hat tanzen lassen, ist auch ihm verflogen; in Hose und Rock, die er über das Pyjama gezogen, sitzte er nun ebenfalls hier. Sein nackter Hals. Bei der Machtübernahme kam er sofort ins Lager, Dachau, später in andere; aber nicht davon erzählt er, sondern von der Zeit davor, von persönlichen Begegnungen, er selber war Kommunist.

«Was Sie vorher sagten, Jack, ich glaube nicht, daß es stimmt. Schuldig sind unsere Jahrgänge. Darüber waren wir uns auch im Lager eigentlich einig. Nicht unsere Söhne, und wenn sie siebenmal dabei waren.»

Jack:

«Was, meinen Sie, soll nun geschehen?»

«Das weiß ich nicht, offen gestanden, ich sehe es nicht. Aber das liegt wahrscheinlich daran, daß es für mich selber zu Ende ist. Wir sind nicht mehr die Kräfte dazu.»

Um drei Uhr ins Bett.

★

Das immer wiederkehrende Bewußtsein, daß alles, was man denkt, nicht stimmt. Mindestens nicht so, wie man es sagt oder aufschreibt. Es stimmt nicht einmal für mich selber. Warum nicht? Unvermögen

des Ausdrucks, Verzerrungen aus zufällig-ungleicher Dichte des Gelingens, und dann läßt man es dennoch stehen, allem Unbehagen zum Trotz, weil man sich erinnert, daß es einmal stimmte. Einsichten sind wie Findelkinder, sie sind da, aber man kennt nicht die genauen Umstände ihrer Geburt — sie stimmen fast immer für den Augenblick und für den Denkort, wo sie sich erzeugen, und falsch ist fast immer unsere Anwendung der vorhandenen Einsichten, das Maß, das wir ihrer Gültigkeit beilegen.

Ich wollte nach Heidelberg, wohin ich eingeladen war. Zwei Kassen, vor jeder steht eine Schlange, deren Schwanz man am anderen Ende der eingestürzten Halle findet. Ich zähle je zweihundert Leute, das heißt: zwei bis drei Stunden. Dennoch stehe ich an. Es regnet, und ein Dach gibt es hier nicht, so wenig wie in Pompeji; vor mir eine Dame mit Rucksack, Pelz, Kind auf dem Arm; hinter mir ein alter Landser, eine Kartonschachtel auf dem Rücken, zwischen den Stiefeln eine zweite, die er jedesmal nachschiebt, so daß ich sie an meiner Ferse spüre. Später gewahre ich, daß man vorher noch an einen andern Schalter muß: Reisebewilligungen. Das heißt: zusammen fünf oder sechs Stunden, bis man die Karte hat. Und dann der Platz? In Frankfurt kamen wir einmal eine Stunde vor Abfahrt, und die Leute hielten sich bereits auf dem Trittbrett, andere kämpften um den Platz auf den Puffern, alle späteren mußten aufs Dach, und bei Würzburg, es war Mitternacht und ich hörte es aus einem Halbschlaf heraus, mußten sie alle wieder herunter; jemand redete von Drähten und Strom, wenn ich nicht irre.

Heidelberg gebe ich auf.

Vielleicht sollte man sich schämen; denn ich bin der einzige, der austritt. Vielleicht genügt es, daran zu denken, sooft wir davon sprechen, was wir von den Deutschen alles erwarten.

Dann die Flüchtlinge auf der Treppe . . .

Man hat den Eindruck, sie würden nicht aufschauen, all diese Flüchtlinge auf ihren Bündeln, wenn mitten auf dem Platz ein Wunder geschähe; so zweifellos wissen sie, daß keines geschieht, und der Regen ist überall gleich, Sonne, Tage und Nächte; man könnte ihnen sagen, hinter dem Kaukasus gebe es ein Land, das sie aufnehmen und ernähren werde, und sie sammelten ihre Schachteln, ohne daß sie daran glaubten; ihr Leben ist scheinbar, Warten ohne Erwartung, sie hängen nicht mehr daran, nur das Leben hängt noch an ihnen, gespensterhaft, zähe wie ein Tier, es schleppt sie durch zerschossene Bahnhöfe, Regen, Ruinen ohne Ende; es atmet aus schlafenden Kindern, die auf dem Schutte liegen, ihren Kopf zwischen den kleinen

Armen, vornübergekrümmt wie die Frucht im Mutterleib, so, als wollten sie dahin zurück. —

★

Ein amerikanischer Offizier:

«Ich weiß», sagt er, «letzte Woche hatten wir wieder einen Zug mit Ostdeutschen; als man einen Waggon aufmachte, waren zweihundertvierzig Tote darin.»

«Und was geschieht?»

«Unterdessen halten wir Gericht in Nürnberg ... Es ist eine Tragödie im Gange, die dadurch nicht geringer wird, daß sie sich aus der früheren erklären läßt, und die man ebensowenig verschweigen dürfte wie Auschwitz und diese Dinge.»

«Warum wird sie verschwiegen?»

Ein deutsches Tippfräulein unterbrach.

«Was mich selber betrifft», sagt er später unter vier Augen, «ich habe ein Gesuch um Entlassung gestellt.»

«Sie wollen nach Amerika zurück?»

«Ich habe zwei Jahre in der Armee gekämpft. Das alles war einfach und klar. Seit einem Jahr sitze ich hier — ich kann das nicht — hier bin ich Soldat; drüben bin ich ein Bürger, der tun und schreiben kann, was ihm selber als Recht erscheint.»

★

Stille des Abends, Sonne, sie leuchtet durch eine Wiese von wässernem Grün, die schmalen Schatten jedes einzelnen Grases, die länger und länger werden, ein blühender Goldregen, ein Wald von Kiefern: wie wahrscheinlich ist alles das, das Zwitschern der Vögel, und wie unwahrscheinlich noch immer, daß eine zertrümmerte und vergangene Stadt dahinter liegt. Manchmal ist man erstaunt, daß es ein weiteres Erwachen nicht gibt. Es bleibt dabei: das Gras, das in den offenen Kirchen wächst, der Löwenzahn auf dem Schutt, und man kann sich vorstellen, wie es einmal weiterwächst, wie sich ein Urwald über unsere Städte zieht, langsam und unaufhaltsam, ein menschenloses Gedeihen, ein Schweigen aus Disteln und Moos, eine geschichtlose Erde, dazu das Zwitschern der Vögel, Frühling, Sommer und Herbst, Atem der Jahre, die niemand mehr zählt ...

Später der Mond.

Nicht als Scheibe, sondern als Kugel aus dünnem Silber; wie sie es sichtbar macht, das Andere, was außer ihr ist, den Raum um sich, das Violette, das Nichts zwischen ihr und uns, und das Licht, das vor diesem Nichts hängt, wie dünn es ist — wie immer nach einem Schlaf an der Sonne: man erwacht mit schmerzenden Adern, mindestens mit

einer Empfindung, daß man Blut und Adern hat, mit einem Bewußtsein von verlorener Zeit. Man sollte nicht schlafen an der Sonne. Man erwacht vor Nähe des Todes, und der Tag, der uns noch einmal aufnimmt mit blühendem Goldregen und rötlichen Kiefern, die vor der violetten Dämmerung stehen, er ist so erschreckend wie herrlich, jedesmal, so vollkommen durchsichtig.

★

Kinder: ihre Kleidchen, ihre Armut, aber immer noch sauber; ihr Spiel, ihre dünnen Gesichter, der Gedanke daran, daß sie nichts dafür können; zuzeiten das einzige, was außer jedem Zweifel bleibt, was aus der Sintflut ragt, was Boden unter die Füße gibt, Zuversicht, Labsal, Auftrag, auch der Gedanke daran, daß sie nicht Kinder bleiben, sondern das deutsche Volk von morgen sind, daß es wesentlich auch von uns abhängt, wie es aussehen wird — über die dringende Hilfe hinaus, die sie vor dem Hunger retten muß, sie wie alle anderen Kinder: sie dürfen keine Verdammten sein, keine Ausgestoßenen, keine Verfemten, gleichviel wer ihre Väter und Mütter waren, wir schulden ihnen mehr als Erbarmen, wir dürfen sie nicht anzweifeln, nie, nicht mit einem Hauch von Zögern . . .

Neger sind darin wunderbar.

★

Daß ich weiterreise, halb macht es mich zu einem König: daß ich es kann; halb macht es mich zu einem Schuft: daß ich es tue, was alle hier möchten, was ihnen so gänzlich versagt ist. Und ich muß mich hüten, daß ich keine Wunder verspreche, die ich nicht halten kann. Das junge Mädchen, das in die Kissen lehnt, das zauberhaft Zukunftlose einer Begegnung, die nichts erhoffen kann und nichts befürchten muß, ein Augenblick ohne Anspruch, schön als Augenblick, als Gruß, mag sein, es ist mehr nicht als das Geschlecht, was solchen Augenblick beglänzt; zuweilen ist es das einzige, was einem schleichenden Gefühl von Untergang widerspricht, was Leben will. Sie erzählt von Düsseldorf, ein Zufall, ein Stichwort, und auch dieser Abend, unser letzter, kommt nicht mehr davon los: zwei Stunden lang erzählt sie von den Bombennächten. Als es Mitternacht schlägt, tut es ihr leid. Immer wieder schlägt es durch, auch wenn sie untereinander sind. Sie tragen es wie ein Mal, das ihnen auf die Stirne gebrannt ist . . . Sie erhob sich, um eine Platte aufzulegen, damit wir noch einmal tanzten, und als die Platte nun spielte, als wir standen, bereit zum Tanzen, erzählte sie weiter:

Von den Erhängten. —

Von dem Kinderbein, das aus dem Schutt heraushing, man faßte es, zog es hervor und warf die Kleine auf den Wagen, der die Leichen sammelte; da schreit sie, zum Glück. —

Und anderes mehr.

Von zwanzig Nachbarn im Keller: alle schauen zur Decke, unversehrt, nur verstaubt, und alle mit halboffenem Mund und alle mit zerrissener Lunge, alle aufrecht, wie ausgestopft. —

«Tanzen wir!»

Sie selber ist siebzehnjährig.

★

Schönes deutsches Land, Hügel, nichts als ein Wogen von fruchtbarer Weite, Alleen und Wolken, Kirchen, Bäume, Dörfer, die verblauenden Umrisse ferner Gebirge, dann und wann bemerkt man einen Flugplatz, ein Glitzern von Bombern, die in langen Reihen stehen, einmal einen zerschossenen Tank, der schräg im Graben liegt, einmal einen verbogenen Propeller in der Wiese . . .

Landsberg:

Es rattert von Jeeps mit Maschinengewehr, ein Panzerwagen, Wachen mit Helm und Pistole; wir werden geprüft. Es riecht nach Alarm; Gurten mit glänzenden Patronen, und auf einem Platze wimmelt es von verwahrlosten Menschen, sie hocken oder liegen, warten, beraten und fuchteln mit den Händen, Flüchtlinge, Ostjuden, ich weiß nicht. Ein Band über die Straße: Wir wollen, daß die zwanzig Juden wieder freigelassen werden. Das ist das liebliche Städtlein, wo Hitler sein berühmtes und wenig bekanntes Buch schrieb. Auch am Ausgang wacht ein amerikanischer Panzerwagen, Kanone ohne Mündungskappe . . . dann wieder die Felder, die Allee, die uns seit Stunden begleitet, und wieder das schöne deutsche Land, nichts als ein Wogen von fruchtbarer Weite, Wolken und Wälder und wieder Baracken, ein Lager im gerodeten Wald, der graue und braune Boden, kahl und pflanzenlos, es erinnert mich an eine Farm mit Silberfüchsen, alles umzäunt und schnurgerade, ein Schachbrett traumhafter Verzweiflung, Menschen, Wäsche, Kinder, Stacheldraht. —

★

Lindau:

Der See, plötzlich liegt er da, flach, ein schlanker Streifen von gläserner Bläue, und davor die matte Rostfarbe eines Güterzuges, wunderschön, zwischen seinen schwarzen Rädern glitzert die Spiegelung, und zwischen den einzelnen Wagen, indem wir entlangfahren; jedesmal sieht man hinaus in die gleißenden Räume eines westlichen Himmels, Gewölke, deren Ränder in der untergehenden Sonne zerschmel-

zen. Es sind lauter Viehwagen, daneben stehen Soldaten mit deutscher Schirmmütze, Kriegsgefangene, bereit zum Verlad.

★

Bregenz:

Alles trieft von französischen Farben; das Uebermaß an Flaggen, das nie überzeugt. Wir fahren gerade in einen Aufmarsch mit Trommeln; eine Musik von aufpeitschender Eleganz, klar und leidenschaftlich, heiter, durchsichtig, frech und unwiderstehlich. Ich verlasse unseren Jeep. Endlich kommen sie aus einer Gasse hervor, Gesichter voll Mittelmeer, die Haut wie Lehm, Samtaugen. Sie schreiten nun auf den Platz hinaus, wo die Linden stehen, linksum und rechtsum, Trommeln, sie stehen, Trommeln, sie schwingen die Clairons, und jedesmal, wenn sie es wieder machen, blinkt es in der Abendsonne wie Lismernadeln. Ihre weißen Gamaschen, ihre weißen Gürtel, ihre dunkelblauen Mützen mit Kokarde; Marseillaise am Bodensee. Und abermals Trommeln, abermals Fanfaren, abermals Lismernadeln; eine Hochzeit zwischen Operette und Kaserne, vorzüglich, aber unwahrscheinlich. Ich frage einen Zuschauer, ob solche Konzerte öfter vorkommen, einen Burschen mit Schulmappe.

«Morgen ist der Tag der Freiheit», sagt er kurz, und ohne mich anzusehen: «Wer nicht auf die Straße geht, wird bestraft. Das ist die Demokratie.»

Traut er mir nicht?

Kurz darauf verschwindet er.

★

Zürich.

Erregend wie je blieb der Anblick der Grenze, die wir Hunderte von Tagen bewacht haben; sie ist ein Begriff, der über Leben und Tod entscheidet; in der Landschaft ist sie ein Spuk, eine bemalte Stange, welche die Sintflut aufhalten soll, ein Witz, den die Vögel überfliegen. Und im übrigen ist es wie immer, wenn man aus dem Ausland kommt: man hat das Gefühl von einem übermöblierten Zimmer, bewohnt von einem arbeitsamen und wenig ansehnlichen Menschenschlag, wozu man das Seine beiträgt.

★

Lavaux.

Abend nach einem Gewitter, Glitzern im Genfersee; wenn man am Wagenfenster steht und hinausschaut auf die braunen Hänge mit den Reben, mit den grauen Mäuerchen und mit den Schlößlein darin: die Landschaft, wo es keinen Sinn mehr hat, weiterzufahren — das Meer,

die Städte im Süden, ob sie uns froher machten in dieser Stunde, ich weiß es nicht; dennoch wird man sie aufsuchen, sobald es möglich ist, und es wird sein wie hier, wenn man mit dem dröhnenden und quietschenden Zug hinunterfährt in den Abend, in die Räume voll farbigen Gewölkes: kein Jauchzen, nur ein erträgliches Wachsein, ein Wissen, daß alle Schönheit dieser Erde, die wir nicht verlassen können, zum Jauchzen nicht mehr reicht, auch das Meer nicht, das lange ersehnte, Mexiko, die Azoren, die Brandung . . .

Wo sollen wir hin?

Am Abend, den ich bei Freunden verbringe, zeigt es sich, wie wenig man mitzuteilen hat, eigentlich nichts, was hierzulande nicht jedermann schon wüßte, wenn er will. Unsere Ahnung wird vom wirklichen Bild nicht übertroffen, auch nicht einmal wesentlich verändert. Nur daß man die Ahnung erfüllt weiß; das heißt, wir bedürfen keiner Ahnung mehr, damit wir es wissen. Darin besteht eigentlich der einzige Unterschied, daß man die Dinge, die man mit Augen gesehen hat, auch weiß, wenn wir an anderes denken, wenn wir anderes ahnen und über anderes sprechen, was wirklich nach einer Viertelstunde bereits der Fall ist. Der Zufall will es, daß jemand dabei ist, der eben aus Frankreich kommt. —

GELEITWORT

zu einer Sammlung meiner «politischen» Betrachtungen seit 1914

VON HERMANN HESSE

Das Zusammenstellen dieses Buches war für den Autor keine freundliche Arbeit, keine, welche angenehme Erinnerungen aufruft und geliebte Bilder beschwört. Im Gegenteil, jeder einzelne Aufsatz erinnerte mich brennend an Zeiten des Leidens, des Kampfes, der Vereinsamung, der Anfeindung und Unverstandenheit, der bitteren Loslösung von angenehmen Idealen und angenehmen Gewohnheiten. Darum habe ich, um diesen Schatten, die heute häßlicher und aktueller sind als je, etwas Schönes und Lichtes entgegenzustellen, in der Widmung dieses